

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-32226-8

Licensed by The University of Chicago Press, Chicago, Illinois, USA

© 1967 by Michael Ayrtton

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

MICHAEL AYRTON

ICH ERBAUTE
DAS LABYRINTH

DIE AUTOBIOGRAPHIE
DES DAIDALOS

S. FISCHER

Aus dem Englischen übersetzt von Walter Hasenclever

© Michael Ayrton, 1967

Die Originalausgabe »The Maze Maker« erschien
bei Longmans, Green & Co. Ltd., London

Deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 1970

Alle Rechte vorbehalten

Für den Schutzumschlag wurde die Monotypie

»Night sea« von Michael Ayrton benutzt

Gesamtherstellung: Kleins Druck- und Verlagsanstalt GmbH, Lengerich

Printed in Germany 1970

FÜR MAURICE DRUON

**Non altrimenti Dedal fi rischosfe,
Non altrimenti el sol l'ombra dischaccia**

MICHELANGELO, FRAGMENT

ERSTER TEIL

1

Ich schreibe in der Zeit des Widders, da die Zeit des Stieres vorbei ist, und ich spreche mit euch über mehr als dreitausend Jahre hinweg, mit euch, die ihr im Übergang von den Fischen zum Wassermann lebt. Ihr in eurer Zeit habt viel vollendet, was ich begonnen habe, und eure technischen Errungenschaften lassen die meinen trivial und vielleicht kindisch erscheinen. Dennoch habe ich Dinge getan, die keiner vor mir getan hat, und ich habe Wunder geschaffen, die keiner vor mir schaffen konnte. Mit meinem Sohn habe ich den Himmel durchquert, wo kein Mensch zuvor gewesen ist.

Ich mache diese prahlerischen Angaben, da ich zu schreiben beginne, und entkräfte sie mit dem Bekenntnis, daß ich ein Feigling bin und daß ich niemals den Plan meines Lebens verstanden habe; ich bin durch ein Labyrinth hindurchgestolpert. Ich habe bis jetzt nicht gewußt, daß stellenweise die Wände dieses Labyrinths so täuschend poliert waren, daß die Gefahren, die ich bestand, meine Ängste und Hoffnungen und die Freude, die ich an meinen Aufgaben empfand, immer wieder ineinandergespiegelt wurden. Ich wußte nicht, daß, die ich liebte und die ich haßte, nur wechselseitige Spiegelbilder waren. In meinem ganzen Leben habe ich nicht gelernt, wie man nach einer Erfahrung ihrem gespiegelten Zwilling begegnet.

Vor allem bin ich der Prügelknabe eines Gottes gewesen und habe seine unnachgiebige Verfolgung ertragen. Er war es, der mich dazu trieb, mich vor Entsetzen im Mutterleib seiner Hetäre zu verstecken, in den Labyrinthen, die ich schuf. Er war es, der meinen Sohn getötet und mich zu dem getrieben hat, was ich war und was ich bin. Die Halbgötter und Könige, die Monstren und Mysterien, die mein Leben bevölkert haben, hat er geleitet; die Kraft, die sie besaßen, hat er ihnen verliehen. Die Kraft, die ich besitze, hat er mir verliehen. Was ich an Liebe gefühlt, an Schmerzen ertragen, an Tod gesehen und in Panik gekämpft habe, hat er mir auferlegt. Er ist die Sonne, und seine Kebse ist die Erde. Ich spreche nicht von ihnen als Symbolen.

Ich bin Apollos Ding, geboren in seiner Kebse Gaia, zu der ich demnächst zurückkehren werde. Wenn sich andere Götter mit mir beschäftigt haben, dann war es eine müßige Beschäftigung. Wenn sie mich beobachtet haben, haben sie wenig mehr getan als beobachten, und wenn sie mich durch mein Labyrinth haben kriechen sehen, haben sie womöglich mich nicht interessanter gefunden als jene, die vor mir krochen und die nach mir kommen werden.

Jedes Menschen Leben ist ein Labyrinth, in dessen Mittelpunkt sein Tod liegt, und selbst nach dem Tode wird er vielleicht noch durch ein letztes Labyrinth hindurch müssen, bevor alles für ihn vorbei ist. In dem großen Labyrinth des Menschenlebens sind viele kleinere, jedes scheinbar in sich selbst geschlossen, und beim Durchmessen eines jeden stirbt der Mensch zu einem Teil, denn in jedem hinterläßt er einen Teil seines Lebens, der nun tot hinter ihm liegt. Es ist ein Paradox des Labyrinths, daß sein Mittelpunkt in die Freiheit zu führen scheint.

Mein Name ist Daidalos, und ich bin Techniker. Das bin ich aus freier Wahl. Ich habe vielerlei an vielen Orten gemacht, und klug gemacht, denn das besagt mein Name. Ich habe Gebäude konstruiert und Festungen geplant. Ich bin ein geübter Bildhauer, ich kann kunstvoll gefügte Götterfiguren in Holz fertigen. Ich habe zu diesem Behuf viele Werkzeuge geschaffen und andere erfunden, um die Arbeit zu vereinfachen und besser aus-

zuföhren. Ich kann außerdem Bilder malen und bin ein Meister in mechanischen Gerätschaften. Alles dieses kann ich so gut wie sonst einer, wer es auch sei.

Vor allem bin ich geschickt in der Metallararbeit, und wenn ich mit meinem erfinderischen Geist prahlen darf, dann möchte ich ihn mit der kunstreichen Metallararbeit vergleichen, mit dem empfindlichen und gefährlichen Prozeß, der mit dem Kneten des Wachses beginnt, wild in dem langen Guß des geschmolzenen Metalles brennt und kühl und vollendet sich mit dem in zweckhafte Tat umgewandelten Gedanken erfüllt. Hier schreibe ich nieder, was ich von meinem Leben behalten habe, bevor es erfüllt und ausgekühlt ist; und wenn man die Hülle der Jahre wegbricht, wird man die Bronze des Daidalos schön gegossen finden – und finden, daß ich mich gut gemacht habe. Ich vergesse nicht, daß Apollo das Metall erhitzt hat.

Soweit ist es einfach. Ich bin's nicht. Ich bin kein gewöhnlicher Mann, sondern einer, der immer vor allem die Ordnung gesucht hat, jene Ordnung, die sich selbst der störenden Willkür der Götter entzieht. Glaubt ja nicht, daß ich diese Ironie nicht spüre. Ich bin das Insekt eines Gottes und suche doch eine Harmonie, die der göttlichen Reichweite entrückt ist. Daher schreibe ich, um mein eigenes Labyrinth aufzuspulen, und mache meine Überzeugung zunichte, daß die von mir begehrte Ordnung trotz meines leidenschaftlichen Glaubens an sie nicht existiert. Die Zeit ist ein Teil des Problems. Was ich unter der Zeit verstehe, von der ich schreibe, ist die Flüssigkeit, in der die Legende schwimmt. Was ich hier schreibe, werdet ihr lesen, als beträfe es Dinge, die viele tausend Jahre in die Vergangenheit zurückgesunken sind, und doch schreibe ich es unbestreitbar heute. Ich rede euch an von Mann zu Mann.

In der Flüssigkeit, die unser Zwiegespräch enthält, gibt es keine Probleme der Tiefe, noch ist das Meer meßbar begrenzt. Es kann nicht gelotet werden, und vorgenommene Messungen sind illusorisch. Ihr, die ihr hoch in diesen Gezeiten hängt, wo es licht zu sein scheint, mögt emporsehen und in der blauen Höhle, die zum Dunkel des Raumes wird, Wolkenfetzen entdecken, die

über den Himmel ziehen, oder ihr mögt hinabblicken und die wechselnden Erinnerungsfetzen entdecken, die wie Unkraut in der Finsternis der tiefen Vergangenheit schwanken. Ihr mögt entscheiden, mit welchem Teil ihr nach oben hängt, denn auch ihr schwimmt frei in dieser Lösung der Erinnerung und werdet willkürlich von den Gezeiten umhergeworfen.

Zuerst werde ich also mich beschreiben, wie ich heute zu sein scheine, und zu erklären versuchen, wie ich geformt wurde. Ich möchte wünschen, daß ihr mich kennt, aber nicht, daß ihr mich für bedeutender haltet als ich bin, nur weil ich zur Legende geworden bin. Ich bin ein Athener aus dem königlichen Hause der Erechthiden. Der sagenhafte Gründer dieses Hauses soll eine Schlange gewesen sein mit einem menschlichen Kopf und zugleich ein großer Wind. Diese beiden Wesenszüge sind auch in mir vorhanden, wenngleich hoffentlich nicht allzu deutlich, aber immerhin trage ich der Konvention wegen ein Schlangen-amulett. Eine heilige Schlange wird im Erechtheion der athenischen Akropolis gehalten, und wir stehen als Geschlecht unter der Aegis der Athene, die entgegen den Berichten nur sehr wenig Notiz von meiner Person genommen hat. Andererseits sind Schlangen durch ihre Gestalt und ihr Wesen für Labyrinth sehr geeignet und haben in meinem Leben eine beträchtliche Rolle gespielt.

Da ich aus königlichem Hause und das Mitglied einer Familie bin, die sich in sinnlosen und blutigen Streitigkeiten unter ihren Angehörigen verausgabt hat, wäre meine normale Laufbahn gewesen, die Kriegs- und Mordkunst zu erlernen, das Leben in Waffen zu verbringen und meine Verwandten mit jener Begeisterung für das Töten, Brennen und die tapfere Zerstörung aus Attika zu verjagen, die man gewöhnlich für die geziemende Lebensart eines Aristokraten ansieht. Dagegen habe ich mich schon früh gesträubt, und deswegen hat man mir mein Leben lang mißtraut. Da man mir mißtraute, habe ich gelernt, entsprechend zu handeln. Man nennt mich nicht umsonst den »listigen Macher«.

Körperlich bin ich untersetzt und neige zur Korpulenz. Meine

Beine sind schwach, auf dem einen lahme ich ein bißchen. Das ist typisch für Handwerker und äußerst nützlich. Meine Schultern sind sehr kräftig. Ich biete keinen großartigen Anblick.

Ich wurde in Athen auf dem Felsen geboren, kurz nachdem mein Vater Metion und sein Bruder Orneos zuerst meinen Onkel Kekrops und dann meinen Onkel Pandoros besiegt hatten, die beide nach Euboia in die Verbannung flüchteten. Meine Kindheit war weitgehend davon ausgefüllt, daß ich gegen die ausschweifende, wenn auch natürliche Ambition meiner Onkel und meines Vaters geschützt wurde, sich gegenseitig samt dem ganzen Geschlecht zu beseitigen, so daß meine frühen Erinnerungen von Kriegern handeln, die von meiner Mutter Iphinoë verbunden wurden. Ich weiß noch von einem, der in einem Handgemenge mit den Anhängern des Pandoros bei Eleusis den Zeigefinger seiner rechten Hand verloren hatte. Der Fingerstumpf blutete heftig, und bei diesem Anblick fiel mir zweierlei ein. Obwohl ich nicht älter als sechs Jahre gewesen sein kann, erkannte ich, daß das Hauschwert, das man mit dem Zeigefinger über dem Griff halten mußte, um es zu führen, eine schlecht durchdachte Waffe war. Jeder Mann, der sie gebrauchte, riskierte dabei, daß die Schneide des Gegners an seiner emporglitt und ihm den Finger abhackte, wie es hier geschehen war. Ich erkannte auch mit absoluter Sicherheit, daß ein Kriegsheld zwar einen Fingerstumpf tragen konnte, um seine Tapferkeit zu beweisen, meine Hände jedoch unverseht bleiben mußten, wenn ich etwas werden wollte.

Nicht daß ich als Kind den Ehrgeiz hatte, etwas Besseres zu werden als ein Krieger, aber ich zeigte dafür keine Anlagen. Ich war ein dicker Junge und faul und wurde meistens von meinen Brüdern und Vettern besiegt. Da ich schon früh einige Geschicklichkeit und Verschlagenheit entwickelte und mich unerwartet rächte, indem ich aus gegebenen Umständen Vorteile zog, war ich zwar nicht geachtet, aber gefürchtet. Als ich acht Jahre alt geworden war, wurde ich so ziemlich allein gelassen.

Mein Vater war Metion und nicht Eupalamos, wie manche behauptet haben. Metion war ein ehrgeiziger, aber unvorsich-

tiger Mann, der mich ganz gern hatte, mir jedoch sichtlich keine große Zukunft zutraute. Ich hatte nichts von einem Helden an mir; und Heldentum ist eine von jenen, die selbst nicht Praktisches herstellen, hochbewunderte Eigenschaft. Mein Vater machte überhaupt nichts als Krieg. Er roch auch schlecht. Meine deutlichste Erinnerung an ihn ist sein Ziegenbocksgeruch, aber sonst weiß ich nicht viel Bemerkenswertes mehr von ihm. Er war mit Narben bedeckt, die er gewichtig zur Schau stellte. Die Verstümmelten, aber noch Aktiven werden viel bewundert, und jede physische, durch Verstümmelung erworbene Unvollkommenheit gilt als ein ehrenvolles Schaustück. Ein Mann mit einem Auge, der das andere in irgendeinem Gefecht verloren hat, ein Mann mit einem Arm, dessen anderer in einem Scharmützel abgehackt wurde, werden in hohen Ehren gehalten, vorausgesetzt, daß sie noch imstande sind, andere zu verstümmeln. Schon damals schien mir das sinnlos. Auch heute scheint es mir so.

Als ich zehn Jahre alt war, nahm mich mein Vater mit nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Bezeichnenderweise zögerte er so lange, daß wir im frühen, aber sehr strengen Winter ankamen, und zwar wie ich glaube in Apollos Abwesenheit, so daß man nicht mit Sicherheit wissen kann, ob die Pythia mit Apollos Stimme sprach. Immerhin empfing mein Vater einen Orakelspruch. Elliptisch sprach die Pythia mit ihm, und die Priester übersetzten ihre Worte. Dies taten sie in einer Weise, die verschieden ausgelegt werden konnte, so vermute ich es jedenfalls, da ich die Weissagung an Metion nie erfahren habe. Offenbar war es die einfachste Deutung, daß mein Vater demnächst sterben würde, denn ehrenwert und traditionsbefangen, wie er war, kehrte er sogleich nach Athen zurück, und dies ohne unnötiges Getue. Ehe wir jedoch Delphi verließen, begann ich den Plan meines Lebens zu erkennen, denn obwohl die Erinnerungen an meine frühe Kindheit zum Teil noch lebhaft sind, scheint keine von ihnen bedeutsam. In Delphi bin ich in die erste Verschlingung meines Labyrinths getreten. In Delphi traf ich meine erste eindeutige

Wahl, denn in Delphi beobachtete ich in jenem Winter, bevor mein Vater heimkehrte, um zu sterben, zwei Ereignisse, oder besser zwei Bruchstücke eines Ereignisses, die mir die Macht in zweierlei Gestalt zeigten, eine annehmbar, die andere leer. Griechenland, wie ihr es nennen werdet, war damals, wie auch jetzt, ein Land vieler Königreiche, jedes mit anderem Namen, aber es gibt gewisse heilige Orte, die von jenen zahlreichen griechisch sprechenden Königreichen gemeinsam benutzt werden. Um diese Orte streiten sich nicht die Menschen, sondern die Götter, und als ich ein Kind war, hatte der Himmelsgott Apollo in Delphi lange mit Pytho, der Erdschlange, einer Dienerin der Mutter, gekämpft. Daher wurde der Mann Gott mit der weiblichen Erde handgemein, und das war keine einfache Angelegenheit, obwohl der Sieg nach außen hin, wie ihr wißt, bei Apollo lag.

Zu meiner Zeit hatten in Griechenland alle eine Scheu vor den Kretern, nur weil diese zivilisiert waren. Von ihnen lernten wir unsere Künste und Wissenschaften, und von ihnen lernten wir die Herrschaft über das Meer. Unsere Könige jedoch, die immer nach des anderen Königreich grapschten, abstoßend in ihrer Macht wie die Köter, geschwollen von der Wichtigkeit jedes Schweinekoben-Reiches, um das sie kämpften, nahmen ohne Bewunderung oder Verständnis die kretische Überlegenheit in der Herstellung aller materiellen Dinge hin. Sie unterwarfen sich diesem Zustand so sehr und waren untereinander so bitter verfeindet, daß sie an einen gemeinsamen Aufstand nie gedacht hatten. Sie verbrachten ihr Leben im Kampf um kleinliche Macht und füllten sich wechselseitig die Kehrichthaufen mit dem Blut und Abfall ihrer ausgebrannten Ambitionen.

Nur in einer Hinsicht war Griechenland heimlich gegen Kreta vereinigt, und zwar im Bereich der Himmelsgötter. Selbst das war nicht eindeutig, denn der Streit lag nicht nur zwischen Himmel und Erde, sondern zwischen Männlichem und Weiblichem, und die Himmelsgötter hatten von ihren Gefährtinnen keine freie Hand. Wir auf dem Festland weihten unsere Ver-

ehrung dem männlichen Himmel, der unbehaglich mit der weiblichen Erde gekoppelt war. Die Erde allein war beständig in ihrer Geschlechtlichkeit, und Kreta stand unverrückbar zur Mutter.

Gaia, die Erde, hat viele Seiten, und so groß ist ihre Macht, daß sie den Mond als Teil ihrer selbst führt. Daher sind die Mondgeweihten dem Weiblichen geweiht. Irgendwann war sogar die Sonne ihr eigen, aber diese wurde vor langer Zeit zum Unterpfand des Himmelsgottes Apollo, ihres Feindes; ihres Feindes und doch Liebhabers, was ja bei den Menschen nicht selten vorkommt. Der Mond ist darin zuverlässig, daß er zwar menstrual zu- und abnimmt, aber im Winter des Jahres nicht versagt und verblaßt und seinen Platz an die Regen- und Schneewolken abtritt. Drei Monate in dreizehn versagt Apollos Kraft, und er zieht sich von Delphi zurück. In jener Zeit sitzt Dionysos an seiner Stelle und wird als König unter anderm von den Frauen verspeist. Gerade in der Jahreszeit, wo Dionysos mit Apollo den Platz tauscht, hat mein Vater mich nach Delphi mitgenommen, und als wir den grauen Paß über dem Heiligtum betraten, hatte der Schnee den Himmel verschlossen.

Wir gingen durch den Sturm in eine schwarze Rinne, die mit treibender Weiße gefüllt war, und suchten vor dem Schlimmsten Schutz, so gut wir es in den flachen Nischen der umgebenden Felsen konnten. Wir gingen hinab in die Steinnische, die das Heiligtum enthält, und ich habe seitdem nie mehr einen Tag gesehen, der so von Apollo entleert war, außer den Tagen, die ich unter der Erde selbst verbracht habe, und soweit ich mich erinnere, war der Weg nach Delphi fürchterlicher in seiner eisigen Finsternis als irgendein Teil des Erdinneren. Der heulende Wind fuhr in der felsigen Mulde umher wie Wasser, das im Kreise geschwenkt wird, um einen Kylix zu waschen, und in dem treibenden Schnee sahen mein Vater und sein Gefolge, in Schafpelze gewickelt, aus wie eine verlorene Herde. Über den Wind gellte ein Schrei, hoch und fröhlich, wie eine gigantische Flötenkadenz, eine Kadenz von aufsteigenden Tönen, und dann noch einer. Die Töne jagten widerhallend im Kreise,

eine Spirale hohen Gelächters, das wiederholt die Dicke des Schneegeräusches und das Windesheulen durchschnitt.

Eine halbe Meile unter dem Paß hielten wir wegen dieser Töne an, und weil zu meines Vaters Füßen, so daß er stolperte und über die eisglatte Fläche des Steines stürzte, der Kopf und, davon getrennt, der unvollständige Rumpf eines Jungen lag. Das Blut war noch nicht gefroren, wo die Nase und die Wangen aus dem Gesicht gerissen waren und wo die Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Brustkorb quollen. Als mein Vater sich in der Schneeewehe auf die Füße rappelte und mich an sich drückte, sah ich in einem klaren Augenblick zwei Frauen, nackt bis auf die Rehkitzfelle, die sie unter ihren Brüsten umgebunden hatten, und mit Efeuranken, die in ihrem Haar wehten. Beide trugen einen mit einem Kienapfel gekrönten Kiefernzweig, der mit Laub gebunden war, und sie liefen so sicher auf dem Eis wie die Mädchen durch sommerliche Heufelder. Eine hob den Kopf des Kindes an einem Ohr auf, die andere riß den zerstümmelten Torso in die Luft und fing ihn mit der Hand in der Rippenwölbung, so daß ihr das Blut den Arm hinunter und über die Schultern lief. Dies sah ich, bis mir mein Vater das Gesicht mit seinem Schafspelz bedeckte. Was danach geschah, ist mir nicht deutlich, außer daß wir, gleitend und fallend, zum Temenos hinabrannten und uns in einer Höhle nahe der Stelle versteckten, wo die kastalische Quelle durch ein Halsband aus Eis strömte. In der Höhle zogen mein Vater und sein Gefolge die Schwerter und warteten, und ich weiß noch, daß ich mich fragte, wie hoch der König von Athen den Nutzen seines Schwertes veranschlagte. Das Gelächter und die Schreie gingen weiter und immer weiter, aber sie wurden schwächer. Später entzündeten die Männer ein Feuer und hockten sich in der Runde, wobei sie ängstlich in die enge Schlucht blickten. Als die Nacht hereinbrach, hängten sie Felle über den Eingang der Höhle und warteten auf den Morgen. Ich nehme an, daß ich schlief und träumte, denn ich sah ein lockendes und zügelloses Gesicht mit einer gehörnten Stirn wie eine Ziege, und gleich darauf wie ein Stier, sich lächelnd vor meinen Augen in eine